Zusatz-Kapitel zur Lesung von Ulrike Sterblich am 15.04.2013

# Über Erinnerungen, fehlende Erinnerungen, junge Liebe und die Hufeisensiedlung

Im Jahr vor dem Mauerfall, dem letzten Inseljahr von West-Berlin und gleichzeitig dem letzten Jahr aus der 80er Dekade des 20. Jahrhunderts fuhr ich regelmäßig mit der U-Bahnlinie 7 zum Bahnhof Parchimer Allee. Dort stieg ich aus, stieg die Treppe hinauf, überquerte die Parchimer Allee und ging dann auf der rechten Straßenseite durch die Fritz-Reuter-Allee bis zur zweiten Querstraße, die aus mir unbekannten Gründen den merkwürdigen Namen „Hanne Nüte" trug, und dabei sehr eigensinnig auf die normalerweise üblichen Zusätze wie „-Straße", „-Weg" oder „-Allee" verzichtete. Wer erlaubte denn so was?

Die Hanne Nüte heißt auch heute, 24 Jahre später, noch genau so eigenartig, und das ist keine bloße Vermutung. Ich habe es persönlich überprüft, an einem kalten aber sonnigen Tag im langen, trüben Winter 2013. Die Beständigkeit des Straßennamens war keine große Überraschung, denn die meisten Straßen im ehemaligen Westteil der Stadt heißen heute noch so wie vor 20, 25 oder auch vor 30 Jahren. Die meisten, aber auch nicht alle. Als Gegenbeispiele fallen mir jener Teil der Kochstraße in Kreuzberg ein, der seit 2008 Rudi-Dutschke-Straße heißt und die von der Heerstraße aufs Olympiastadion zulaufende Flatowallee, die bis 1997 tatsächlich noch Reichssportfeldstraße hieß. In der Reichssportfeldstraße habe ich selber mal gewohnt.

Die Absicht, mit der ich im Winter 2013 nach so vielen Jahren wieder zur Parchimer Allee gefahren und wieder die Fritz-Reuter-Allee entlang gegangen bin, war die Auffrischung von Erinnerungen. Unsere Erinnerung an Vergangenes ist nämlich eine leider extrem unzuverlässige Software. Das merkt man, wenn man sich über einen längeren Zeitraum intensiv mit den eigenen Erinnerungen beschäftigt, beispielsweise, weil man ein Buch damit füllen möchte. Zwar ist das Personal, das mein Buch über das alte West-Berlin bevölkert, weitestgehend fiktional, trotzdem bildeten die eigenen Erinnerungen das Grundkapital für „Die halbe Stadt, die es nicht mehr gibt". Und die Erinnerung, das ist mir dabei sehr klar geworden, funktioniert extrem selektiv und trügt tatsächlich ungemein.

Der Grund, warum ich Ende der 80er Jahre, als ich noch keine Zwanzig war, so oft in die unmittelbare Gegend der Hufeisensiedlung fuhr, war die Liebe, oder zumindest so etwas ähnliches. Mein damaliger Freund wohnte in der Hanne Nüte. Wenn man sehr jung ist, kennt man sich mit vielem noch nicht so gut aus und hat auch ein furchtbar eingeschränktes Interessenspektrum. Architektur und Stadtplanung oder sogar die Historie von Architektur und Stadtplanung rufen bei den meisten Jugendlichen jedenfalls noch kein gesteigertes Interesse hervor. Fürs Verliebtsein hingegen interessiert man sich sehr, kennt sich aber auch damit keineswegs aus. Aus diesem Grund habe ich die Hufeisensiedlung als solche in dieser Zeit nur sehr bedingt, am Rande meines Gesichtsfeldes, wahrgenommen.

Ein weiterer Grund dafür, warum ein intensiveres Verhältnis zwischen mir und der Hufeisensieldlung nicht zustande gekommen ist, liegt bei meiner Oma. Aber dazu später mehr.

Bevor ich mich im Winter 2013 nach all den Jahren auf den Weg zur Parchimer Allee machte, hatte ich noch ein bisschen recherchiert. Das ist ja so einfach geworden in der Zwischenzeit. Ohne dafür eine Bibliothek betreten oder Experten anrufen zu müssen, konnte ich herausfinden, dass die Häuser in der Hanne Nüte mitnichten zur Hufeisensiedlung gehören, sondern zur so genannten Krugpfuhlsiedlung. Und dass die Krugpfuhlsiedlung eine ganz andere architektonische Philosophie beinhaltet als die Hufeisensiedlung. Während die Hufeisensiedlung das Neue Bauen, Moderne und Sachlichkeit repräsentiert, hängt die Krugpfuhlsiedlung traditionelleren, dörflicheren Ideen an, und ist entsprechend heute auch kein UNESCO Kulturerbe. Auch die Wikipedia-Einträre der Krugpfuhlarchitekten Paul Engelmann und Emil Fangmeyer sind viel popeliger als die von Bruno Taut und Martin Wagner. Um nicht zu sagen, Emil Fangmeyer hat überhaupt gar keinen Wikipedia-Eintrag, was vielleicht ein bisschen unverhältnismäßig ist, aber nun gut, hätte er halt moderner bauen müssen.

Wer da was wohin gebaut hatte interessierte mich als Teenager wie gesagt nicht die Bohne. Ich fuhr dort hin, wo die Straßen komische Namen haben, weil da zufällig der Typ wohnte, mit dem ich grad zusammen war. Und auch der hatte sich das nicht ausgesucht, sondern seine Eltern. Und auch die hatten es versäumt, ihren Sohn über die literarischen Zusammenhänge der Straßennamen in ihrer Wohngegend aufzuklären.

Eine entsprechende Frage meinerseits, was es denn mit der Häufung merkwürdiger Straßennamen wie „Hanne Nüte“, „Onkel-Bräsig-Straße“, „Hüsung“ oder gar „Dörchläuchtingstraße“ auf sich habe, beantwortete der Freund jedenfalls damit, dass hier die Hufeisensiedlung sei. Das war als Information natürlich ebenso unzureichend wie falsch. Derart in die Irre geführt frage ich weiter: „Und sind das dann alles Pferdenamen?“

Man sieht, von Pferden hatte ich auch nicht viel Ahnung.

Jetzt aber, bei meiner neuerlichen Rückkehr in die Gegend, hatte ich mich mit Informationen geradezu hochgerüstet. Ich wusste, was die Hufeisensiedlung ist und was sie auszeichnet. Wer sie gebaut hat und warum. Ich wusste, wo die Hufeisensiedlung aufhört und die Krugpfuhlsiedlung anfängt und was die beiden unterscheidet. Und natürlich wusste ich jetzt auch, dass sich die Straßennamen auf den Schriftsteller Fritz Reuter und sein Werk beziehen.

Ich hatte mir sogar alle Filme angesehen, die man auf Youtube angezeigt bekommt, wenn man „Hufeisensiedlung“ eingibt. In einem reichlich kryptischen Beitrag mit dem Titel „Hufeisensiedlung - richtig geil!“ reden finnische Studenten mit einem Bewohner der Hufeisensiedlung. Der erzählt ihnen, dass viele Architekturinteressierte vorbei kämen, unter anderem Japaner mit weißen Handschuhen. Auf die Frage der Finnen, warum die denn weiße Handschuhe trügen, erzählt der Mann, dass er auch in Australien schon Japaner mit weißen Handschuhen gesehen habe. Als Antwort ist das natürlich ähnlich sinnvoll, wie die die Information, die ich damals von meinem Freund bezüglich der Straßennamen bekommen hatte. Hätte ich eine Neigung zu übereilten induktiven Schlussfolgerungen, würde ich jetzt die These aufstellen, die Bewohner der Gegend um die Fritz-Reuter-Allee hätten eine über Jahrzehnte konstante Neigung zu inkohärenten Antworten.

Damals, als ich den Freund in der Hanne Nüte hatte, wohnte ich selbst in einem Baudenkmal, nämlich im Corbusierhaus am Olympiastadion, Adresse Reischssportfeldstraße 16. Auch durchs Corbusierhaus marodierten regelmäßig die Architekturtouristen. Architekturtouristen sind wunderbar. Sie sind gebildet, wohlerzogen und interessiert, und sie vermitteln einem das Gefühl, toll und einzigartig

zu wohnen. Allerdings trug niemand von ihnen weiße Handschuhe, auch nicht die Japaner.

An jenem Wintertag, an dem ich die Hufeisensiedlung besichtigt habe, war ich aber die einzige Touristin, obwohl ich extra den einzigen Tag abgewartet hatte, an dem es keinen Regen und sogar ein paar sonnige Abschnitte gab. Es war wohl dennoch zu kalt für Architekturtourismus. So kam ich also am U-Bahnhof Parchimer Allee an, nahm den Ausgang zur Fritz-Reuter-Allee und musste mich oben zuerst einmal orientieren. Es war nichts mehr da in meinem Kopf, die Szenerie war mir nicht mehr vertraut. Ein so oft gegangener Weg, komplett gelöscht. Ich suchte nach Details, an die meine Erinnerung hätte andocken können, fand aber nichts. Von der Fritz-Reuter-Allee bog ich erstmal nach links ein und ging außen am Hufeisen entlang, dann durch eine Auslassung ins Hufeiseninnere. Dort dämmerte mir erstmals eine vage Idee davon, schon einmal hier gewesen zu sein, vermutlich auf einem Spaziergang mit dem Freund. Teenager machen sich naturgemäß nicht viel aus Spaziergängen. Spaziergänge von Teenagern sind triste Unternehmungen, eine Kulturtechnik, auf die sie nur im äußersten Notfall zurückgreifen, wenn ihnen wirklich total die Decke auf den Kopf und gar nichts Besseres einfällt. Lustigerweise sah ich dort im Hufeisen bei eisiger Februarkälte auch gleich zwei Teenager auf einer Bank sitzen, beide maximal unentspannt, wahrscheinlich ein Date in noch früher Beziehungsphase. Die Armen. Die Glücklichen.

Ich schlenderte wieder aus dem Hufeisen hinaus und überquerte dann die Fritz-Reuter-Allee zur Hanne Nüte. Als ich dort von der Ecke aus in die Straßenflucht blickte, hatte ich dann plötzlich doch noch einen Erinnerungs-Flash und sah mich selbst 18-jährig von der Fritz-Reuter-Allee her dort einbiegen, wahrscheinlich mit einem Walkman in der Jackentasche, weil ich während der langen U-Bahn-Reise meistens Musik hörte.

Und dann wusste ich auch wieder sehr lebendig, wie ich an einem Sommertag mit Dusty Springfield im Kopfhörer um die Ecke bog, um meinen Freund zu besuchen. Vor der Tür blieb ich noch einen Moment stehen, um den schönen Song nicht abzuwürgen, es war „Son of a Preacher Man“, ein damals schon 20 Jahre altes Lied aus dem Jahr 1968, in dem Dusty davon singt, dass sie nie wieder jemanden so geliebt

hat wie den Sohn eines Predigers, der früher zu Besuch in ihr Elternhaus kam. Ein wirklich schönes Lied, das ein paar Jahre später noch einmal von Quentin Tarantino zu neuem Ruhm gebracht wurde, als er es für eine Szene in „Pulp Fiction“ verwendete. Tarantino war damals noch unbekannt, aber Dusty Springfield sang dieses Liebeslied, und als ich es dort höre war mir leider völlig klar, dass der, der da drin gerade auf mich wartet, nicht mein *Son of a Preacher Man* ist.

Nach diesem Moment der Erinnerung drehte ich noch eine Runde durch die schöne, beschauliche Hufeisensiedlung, um dann zur U-Bahn zurück zu gehen.

Und dann, auf dem Rückweg, fiel mir noch etwas ein, eine kleiner Fetzen aus dem Fundus der Familienanekdoten: Meine Großeltern, die mit einer wachsenden Kinderschar in einer Neuköllner Zwei-Zimmer-Altbauwohnung nahe an der Karl-Marx-Straße wohnten, hatten, wahrscheinlich irgendwann in den Dreißiger Jahren, das Angebot bekommen, in die Hufeisensiedlung umzuziehen. Für Leute wie sie war das Projekt schließlich gedacht: raus aus den Hinterhöfen, wohnen im Grünen! Mein Opa, der gern gärtnerte, fand diese Idee wohl auch ganz attraktiv. Meine Oma aber, nachdem sie ein paar Tage darüber nachgedacht hatte, entschied sich schließlich dagegen – sie sagte, sie wolle „nicht aufs Dorf ziehen“. So blieben sie, wo sie waren. Zum Gärtnern und sitzen im Grünen beschaffte mein Opa sich und der Familie nach dem Krieg, aber noch vor dem Mauerbau, einen Schrebergarten in einer Laubenkolonie an der Späthstraße, ebenfalls in Britz natürlich.

Wäre es nach dem Opa gegangen, dann könnte ich heute von Kindheitserinnerungen an die Hufeisensiedlung berichten. Aber so war es nicht. Manchmal muss man sich entscheiden, und manchmal wird für einen entschieden.